

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 59 (1979)  
**Heft:** 7

**Buchbesprechung:** Das Buch

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ANTITERROR-STRATEGIE

Der Terrorismus als Bedrohungsform ist keineswegs neu. Schon im 19., aber vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Terrorismus als Mittel zur Zerstörung von Staaten und ihrer Gesellschaften eingesetzt. Aber erst seit der Studentenrevolte von 1968 ist der Terrorismus in seiner radikalen Absage an die westlichen Demokratien zu einer ernststen Herausforderung der Rechtsstaaten geworden. Seither können auch neue Formen und eine gesteigerte Intensität des Terrorismus festgestellt werden. Dabei steht, weltweit betrachtet, der politisch motivierte Terrorismus im Vordergrund. Die schnellen Nachrichten- und Verkehrsverbindungen sowie die grosse Durchlässigkeit der Landesgrenzen bilden günstige Voraussetzungen für seine Verbreitung. Die Zusammensetzung von Terroristengruppen sowie eine vermehrte Koordination im logistischen und personellen Bereich machen eine zunehmende Internationalisierung des Terrorismus deutlich.

Gustav Däniker setzt sich in seinem Buch eingehend mit den Problemen und den Formen des modernen Terrorismus auseinander.<sup>1</sup> Ausgehend von der Analyse der Ursachen, Arten und Ziele des Terrorismus skizziert Däniker ein Szenario, in dem der Terrorismus zur globalen Strategie von Staaten der Dritten Welt gegenüber den westlichen Demokratien wird. Während Schreibtisch-Terroristen irgendwo in der Dritten Welt sitzen können, führen

Berufskiller und Berufsterroristen ihre Weisungen in den westlichen Industriestaaten aus. Als Mittel dazu dienen Geiselnahmen, Luftpiraterie, Morde an Persönlichkeiten der Wirtschaft und des Staates, Trinkwasservergiftungen und Anschläge auf öffentliche und private Einrichtungen. Das Waffenarsenal dieser Terroristen reicht von modernen Infanteriewaffen (Panzerabwehr- und Fliegerabwehrraketen) bis allenfalls zu chemischen und nuklearen Waffen. Ziel dieser Strategie ist die Verunsicherung und die Steigerung der Erpressbarkeit der westlichen Demokratien gegenüber den Wünschen und Anliegen der Staaten der Dritten Welt.

Zur Bekämpfung dieses globalen Terrorismus skizziert Däniker eine Gegenstrategie. Zu dieser Gegenstrategie gehören unter anderem die Entwicklung einer Antiterror-Charta, das Festlegen von Verhaltensregeln und -massnahmen westlicher Regierungen, der Medien und der privaten Unternehmen, der Führungskräfte und der Bürger gegenüber den Terroristen und ihren Einsätzen sowie die Verbesserung des eigentlichen Einsatzinstrumentariums zur Bekämpfung des Terrorismus.

Obwohl sich Däniker auch mit den Ursachen des modernen Terrorismus in den westlichen Demokratien auseinandersetzt, muss man ihm entgegenhalten, dass er in seinem Buch der Beseitigung dieser Ursachen wenig Ge-

wicht beimisst. Eine dieser Ursachen und Voraussetzungen ist sicher die mangelnde Integration der Generation von 1968 in den Gesellschaften der westlichen Industriestaaten. Dieser Generation wird teilweise der Aufstieg und die Integration in diese Gesellschaften verunmöglicht. Dass dies eine ideale Voraussetzung für die Gewinnung von Sympathisanten des Terrorismus bildet, ist offensichtlich. Eine vermehrte Integration dieser Generation im Staat und in der Wirtschaft würde dem Terrorismus eine seiner Grundlagen entziehen.

Eine weitere Voraussetzung für das Anwachsen des modernen Terrorismus bildet sicher der Zusammenbruch unseres westlichen Wertsystems und der zunehmende Materialismus in Europa. Beides fördert die Desorientierung und Haltlosigkeit der jungen Generation. Es sollten daher unbedingt vermehrte Anstrengungen ergriffen werden zur Verstärkung des westlichen Wertsystems oder zur Entwicklung eines neuen Wertsystems für den Westen.

Ein weiteres Problem, mit dem sich Däniker in seinem Buch nur am Ran-

de befasst, ist die Schulung der Entscheidungsträger bei der Bewältigung der Probleme des Terrorismus. Das Aufstellen eines Antiterror-Instrumentariums und die Erarbeitung einer Charta zur Bekämpfung des Terrorismus sind sicher notwendig; dies genügt aber nicht, wenn die Entscheidungsträger im Staat und in der Wirtschaft im entsprechenden Augenblick aus menschlichen Gründen versagen. Aus diesem Grunde sollten die Entscheidungsträger aller Stufen in der Bekämpfung des Terrorismus geschult und systematisch geübt werden.

Trotz dieser Kritik ist das Buch von Däniker eine ausgezeichnete Hilfe, um den modernen Terrorismus und seine Entwicklungen begreifen zu können. Das im Buch von Däniker skizzierte Szenario ist wohl beängstigend, dürfte aber eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit aufweisen und könnte sehr bald Realität werden.

*Albert A. Stahel*

<sup>1</sup> Gustav Däniker, *Antiterror-Strategie*, Huber Verlag, Frauenfeld 1978.

## MAX FRISCH UND DAS PHÄNOMEN DES ALTERNIS

### *Versuch über die Erzählung «Der Mensch erscheint im Holozän»<sup>1</sup>*

Der Titel von Frischs Erzählung weist auf Zeitliches hin. Holozän ist die Bezeichnung für den jüngsten Abschnitt der Erdgeschichte, bekannter unter dem Namen Alluvium. Der Zeitabschnitt umfasst die Epoche seit der letzten Eiszeit, also etwa 10 000 Jahre. Wer Frischs Titel überdenkt, wird

sich erinnern: Die Entwicklung des Menschen vollzog sich nicht im Holozän, sondern bereits im Pleistozän (Diluvium), also noch in der Altsteinzeit, vor der mehrmaligen Vergletscherung der Hochgebirge, zu denen unsere Alpen gehören und deren Faltung die Wissenschaft ins Tertiär

zurückdatiert. (Diluvium und Alluvium bilden bekanntlich zusammen das Quartär, die Formation, in der wir uns befinden und die die letzten zwei Millionen Jahre umfasst.) Indessen hat Frisch sich nicht geirrt in der Datierung der Entstehung des Menschen; spricht er doch in seinem Buch nicht von Entstehung, sondern von Erscheinung. Erscheinung ist nicht mit Ursprung oder Evolution gleichzusetzen.

Nun ist es allerdings ungewiss, was Frisch sich bei der Wahl des Verbs «*erscheinen*» gedacht hat. Gewiss ist aber, dass dieses Verb für jeden denkenden Menschen des 20. Jahrhunderts mit Konnotaten behaftet ist. Da ist zum Beispiel Hegels Phänomenologie des Geistes als eine Geschichte des erscheinenden Wissens, die von der naiven Sinnlichkeit über Selbstbewusstsein, Sittlichkeit, Vernunft, Religion, Wissenschaft, Kunst, Philosophie bis zum absoluten Wissen stufenweise fortschreitet. Nur wenige haben Hegels «Phänomenologie» gelesen, aber alle reden vom «*Ansich*» oder «*Fürsichsein*», tragen also die Hegelsche Phänomenologie als eine Art Raster mit sich herum, an dem sie die Erscheinungsformen des Geistes messen. Diesem grossangelegten Ordnungsversuch Hegels stehen die Ansätze der Phänomenologie bei Edmund Husserl verhältnismässig bescheiden gegenüber. Husserl hat zu Beginn unseres Jahrhunderts mit seinen «*Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*» (Erstausgabe 1913) eine neue Art der Wesensschau begründet. Was heisst Wesensschau? Realität, so wissen wir seit Husserl, hat keine Selbständigkeit, sondern ist immer

schon erlebte Realität. Erlebte Realität ist wesentlich erscheinendes Bewusstsein. Welt ist nur erlebbar als Welt-Phänomen.

Dies sind Gedankengänge, die in Max Frischs Büchern seit eh und je latent vorhanden oder offen dargelegt sind. Man denke nur an die Erlebniswelt Stillers in dem gleichnamigen Roman aus Frischs Frühzeit. Nun ist Frisch älter geworden. Stillersche Identitätsprobleme (Ich bin nicht Stiller) interessieren ihn nicht mehr. Frisch sagt nicht mehr «*Ich*», sondern «*Herr Geiser*», wenn er von dem die Welt erfahrenden Subjekt spricht. Sätze wie «*Herr Geiser hat Zeit*» oder «*Was Herr Geiser zum Beispiel nicht vergessen hat: der Satz des Pythagoras. Dazu braucht er das Lexikon nicht auf den Tisch zu schleppen*» schaffen Distanz. Distanz hat hier nicht nur den Sinn eines Kunstgriffs. Der Leser kennt das: Wenn er selber zu den Alten – in den Tagebüchern von 1966–71 hiessen sie die Gezeichneten – gehört, hat er diese Distanz bereits erfahren als Einsamkeit; wenn er erst zu den Vorgezeichneten oder noch zu den Jungen gehört, hat er sich schon oft dabei ertappt, dass er gegenüber alten Menschen zum Beispiel allzu höflich gewesen ist, vielleicht in ihrer Gegenwart ganz unwillkürlich etwas lauter geredet hat als sonst usw.

Herr Geiser, der 74jährige, lebt allein in einem abgelegenen Tessiner Dorf. «*Il Professore di Basilea*» nennen ihn die Einheimischen, obwohl er nie Professor gewesen ist, sondern Inhaber eines Geschäfts, welches jetzt von seinem Schwiegersohn weitergeführt wird. (Dieser hat übrigens den Umsatz bereits verdreifacht.) Man nennt ihn Professore, «*weil er*



*stets, wenn er ausser Haus geht, eine Krawatte trägt».* Aber Herr Geiser wird seinem Spitznamen auf eine viel echtere Weise gerecht: Er speichert Wissen, Wissen über den Menschen, die Erdgeschichte, geologische Formationen, über die Geschichte des Kantons Tessin, allerlei Schulwissen. Und da sein Gedächtnis nicht ausreicht, um alle die Daten zu behalten, schreibt er kleine Zettel und heftet diese mit Reissnägeln an die Wände seiner Wohnstube. Um sich die Arbeit des Abschreibens zu sparen, heftet er schliesslich auch ausgeschnittene Artikel aus Büchern, vorzugsweise Lexika, an die Wände. Seine Wohnung wird ein einziger Zettelkasten, ein ins Räumliche ausgedehntes Gedächtnis. Allerdings ist es ein ungeordnetes Gedächtnis, das sich Herr Geiser da zusammenheftet. Es fehlt dem ganzen Unterfangen die klare Zielsetzung, die Intentionalität, wie ein richtiger Professor es vielleicht nennen würde. Intentionalität, so würde der phänomenologisch Geschulte etwa argumentieren, gäbe dem Wissen Richtung, Welt würde sichtbar, strukturierbar als Welt-Entwurf.

Aber in Herrn Geisers Welt scheint es keinen entwerfenden Geist mehr zu geben. Herrn Geisers Existenz erscheint uns eher als eine *verworfen*e denn als eine *entwerfende*. Die vielen Zettel an den Wänden sind nichts anderes als der verzweifelte Versuch, gegen den unaufhaltsamen Gedächtnisverlust anzukämpfen. Dem Gedächtnisverlust entspricht räumlich der Zerfall der Erdrinde, die Erosion. Tage des Unwetters lassen die Erdrutschgefahr ansteigen. Herr Geiser kennt die Gefahren der Bergtäler. Sein Dorf ist während Tagen abge-

schnitten, weil die Zufahrtsstrasse, übrigens eine Sackgasse, verschüttet ist. Die Symbolik ist in dieser Erzählung mit Händen zu greifen: Herr Geiser in der Sackgasse, die verschütteten Kommunikationswege, der weggeschwemmte Humus als Hinweis auf die Unfruchtbarkeit und vieles mehr. Etwas weit hergeholt scheint mir das Motiv der Saurier und ihres rätselhaften Aussterbens im Zeitalter der Kreide. Auch ein symbolisches Motiv? Das Sterben der Dinosaurier als Hinweis auf das Aussterben der Menschheit? Es gehört mit zur Logik dieser Erzählung, dass die (fiktive) Hauptperson ihrem Denken und Handeln keine Richtung zu geben vermag, das heisst also: dass sie intentionslos handelt, während der Leser aber fortwährend dem Sinnlosen Sinn gibt und also die fehlenden Intentionen ergänzt. Der Leser ordnet, was an Herrn Geisers Stubenwänden ungeordnet angeheftet ist. Und wie Herr Geiser dann plötzlich, unmotiviert eines Morgens aufbricht, in Wanderausrüstung, durch Regen und Nebel sich emportastend in Richtung Passhöhe, nach langem Irrgang ebenso unmotiviert wieder zurückkehrt in sein Tessiner Haus, zu Tode erschöpft, erkennen wir auch darin die Verwirrung der Sinne. Wissen ist noch da, aber es fehlt das zusammenhaltende Bewusstsein dieses Wissens.

Es wäre grundfalsch, diese Erzählung als autobiographische Aufzeichnung zu verstehen. Zwar lebt Frisch, wie Geiser, im Tessin, im Onsernone-Tal; aber der Stil des neuen Büchleins zeigt, dass Frischs Bewusstsein so wach und intentionalisiert ist wie in früheren Jahren. Die Art, wie in ganz kurzen Sätzen Herrn Geisers des-

orientierter Gemütszustand sichtbar gemacht wird, wirkt meisterhaft. So spricht zum Beispiel aus den folgenden Sätzen nur noch ein *theoretisches* Subjekt, denn als *pragmatisches* Subjekt ist Herr Geiser bereits tot:

- die Alpen sind durch Faltung entstanden.
- die Ameisen leben in einem Staat.
- das Gewölbe haben die Römer erfunden.
- wenn das Eis der Arktis schmilzt, so ist New York unter Wasser, desgleichen Europa, ausgenommen die Alpen.
- viele Kastanien haben den Krebs.
- Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt; die Natur kennt keine Katastrophen.
- der Mensch erscheint im Holozän.

Solche Sätze bilden, wie der Titel zeigt, das Gerüst der Erzählung. Eine richtige Handlung gibt es nicht und kann es nicht geben, denn eine Handlung bedürfte eines Beziehungsnetzes. Verhältnisse zwischen Menschen, Familienverhältnisse etwa, müssten sichtbar werden. Dann entstünde ein pragmatisches Buch, zum Beispiel ein Roman. Doch gerade über den Roman merkt Frisch in seiner Erzählung in Klammern einmal folgendes an:

(Romane eignen sich in diesen Tagen überhaupt nicht, da geht es um Menschen in ihrem Verhältnis zu sich und zu andern, um Väter und Mütter und Töchter beziehungsweise Söhne und Geliebte usw., um Seelen, hauptsächlich unglückliche, und um Gesellschaft usw., als sei das Gelände dafür gesichert, die Erde ein für allemal Erde, die Höhe des Meeresspiegels geregelt ein für allemal.)

Diese Sätze sind zunächst im Hinblick auf das Lesen von Romanen gemeint, aber sie gelten ebenso bezüglich des Schreibens. Das Gelände ist, wie es scheint, für Frisch im Augenblick nicht sicher genug, um Romanhelden in einem kunstvoll geknüpften Beziehungsnetz agieren zu lassen. Der Mensch erscheint im Holozän, am Ende der Erdgeschichte, ein sterbender Dinosaurier, der sich in seiner Alterseinsamkeit nur noch als theoretisches Subjekt zu äussern und das Geäusserte kaum mehr zu begreifen vermag.

Bruno Bolliger

<sup>1</sup> Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979.

## DIE ALLTÄGLICHEN DEFORMATIONEN DES BÜRGERLICHEN HELDENLEBENS

*Zu Martin Walser, «Seelenarbeit»*

Kein Autor, zumindest in unserer Epoche und in deutscher Sprache, hat mit fast gleichbleibenden Themen und Motiven soviel Druckseiten gefüllt

wie der mittlerweile zweiundfünfzigjährige Martin Walser. Eines seiner Hauptthemen erschien in seinem ersten Roman *«Ehen in Philippsburg»*

(1957) bereits im Titel: die Problematik der Ehe; und in allen seiner bisher sieben Romane nimmt diese Problematik eine zentrale Stellung ein. Aber nicht nur, weil etwa in der Kristlein-Trilogie «*Halbzeit*» – «*Das Einhorn*» – «*Der Sturz*» noch einiges andere zur Sprache kommt als des Anselm Kristleins Schwierigkeiten in seinen Beziehungen zu Frauen, zu seiner und andern, zögert man, Walsers Romane «Eheromane» zu nennen; wie man auch – um einen in diesem Zusammenhang vielleicht ein wenig zu grossen Namen heranzuziehen – Fontanes «*Effi Briest*» nicht mit diesem Etikett versehen möchte. Bei Walser wie dort bei Fontane ist die Ehe nur ein erzählerisches Motiv, gleichsam ein Exempel, und die dadurch exemplifizierte Problematik reicht weit über das Exempel, die jeweilige problematische Beziehung zwischen zwei Individuen verschiedenen Geschlechts, hinaus: ins Gesellschaftliche.

Seit Walsers Anfängen, seinen ersten, in dem Bändchen «*Ein Flugzeug über dem Haus*» erschienenen Geschichten, dreht sich das schriftstellerische Werk dieses Autors um die Problematik dessen, was man die gesellschaftliche Dressur des Bewusstseins nennen könnte. Von dem, was sie eigentlich wären, sein könnten, fühlen, werden seine Figuren abgetrieben durch die herrschenden Meinungen, Verhaltensweisen, Erwartungshaltungen; abgetrieben in Rollen, in denen sie mit mehr oder weniger geglückter Verinnerlichung solcher Selbstentfremdung mehr oder weniger glücklich aufgehen. Das Nichtaufgegangene, das ergibt die Probleme; der Rest, die Rudimente

von undressiertem Selbst bleiben den Figuren gleichsam als Pfahl im Fleisch. In der Liebe, der Ehe wird freilich der Einsatz gerade dieses Rests gefordert – blosse Rollenspieler können ja einander nicht wahrhaft lieben –, jedoch von Menschen, die das Selbst, ihr Eigenes zu Gunsten der Dressur bereits erfolgreich verdrängt haben. Daraus erwächst bei Walser das Exemplarische der Problematik der Ehe.

Walser stellt die Dressur zur Selbstentfremdung, Selbstentäusserung in unserer Gesellschaft dar als bestimmt durch Prinzipien, die eben die zwischenmenschlichen Beziehungen seiner Figuren beherrschen; die beiden wesentlichsten sind: das Prinzip des Konkurrerens, der Kompetition, wodurch jeder zum Gegner des andern im Kampf um mehr oder weniger grosse Siege wird – «*Aus dem Wortschatz unserer Kämpfe*» lautet der Titel eines Textbandes von Walser –; und das damit zusammenhängende Prinzip des Erfolgreich-Seins, des Ankommens bei den andern mit der entsprechenden steten Angst, dieses Beliebt-Sein nicht zu schaffen, und der besondern Sorge der Unterlegenen (deren Zahl ja notwendig zumindest so gross ist wie die der Sieger), es den Überlegenen recht zu machen, um so indirekt doch noch am Ball zu bleiben.

Liebe, über die Kristlein im «*Einhorn*» erfolglos ein Buch zu schreiben versucht, ist mit dieser Dressur auf ein dauerndes Wettstreitverhalten nicht vereinbar; das verleiht der Walserschen Eheproblematik eine weitere Dimension.

Die Prinzipien, nach denen Walsers Figuren dressiert erscheinen, sind

überindividuell, gesellschaftlich herrschend; die Figuren sind ihnen denn auch entsprechend wie metaphysischen Gegebenheiten hilflos ausgeliefert. In «*Der Sturz*» stellt der unterlegene Anselm Kristlein, der mit bösem Neid, widerwilliger Bewunderung und verbissener Unterwürfigkeit am überlegenen Blomich hängt, bei einem zaghaften Erwachen zur Selbstständigkeit über sein Verhältnis zu Blomich fest: «*Meine Abhängigkeit reicht schliesslich ins Metaphysische.*»

Dieser Problematik seiner bisherigen Werke fügt der jüngste Roman des Autors, «*Seelenarbeit*»<sup>1</sup>, wenig Neues hinzu. Nicht wegen seiner Problematik erscheint mir «*Seelenarbeit*» lesenswerter als die früheren Romane Walsers. Kluge Einsichten und scharfe Beobachtungen diesbezüglich hat Walser bisher reichlich zur Sprache gebracht mit ungewöhnlicher Sprachgewandtheit und grosser Beobachtungskunst, die freilich oft und verhängnisvoll für die künstlerische Qualität der Werke dann in einen Wildwuchs der Sprache und der Einfälle ausarteten. So diszipliniert auf das Wesentliche beschränkt wie in «*Seelenarbeit*» hat dieser Autor jedoch noch nie erzählt; bei Bewahrung der Komplexität seiner erzählerischen Welt, um deren Preis er noch in seinem letzten Buch, der Erfolgsnovelle «*Das fliehende Pferd*», Geschlossenheit und kompositorische Strenge erkaufte hatte.

Walser erzählt in «*Seelenarbeit*», wie immer, weitgehend traditionell. Anders als in seinen frühern Romanen bleibt die Handlung hier jedoch im wesentlichen auf wenige Figuren beschränkt. Hauptfigur ist ein Mann mittleren Alters namens Xaver

Zürn, verheiratet, mit zwei beinahe erwachsenen Töchtern. Im Beruf ist er Fahrer eines Dr. Gleitze, Mitinhaber der Gleitze-Werke, der von einem seiner Freunde einmal als «*einer der feinsten, klügsten, einer der menschlichsten Menschen, die heute leben*» bezeichnet wird. Gleitzes Passion sind Mozart-Opern, deren Zuhören er sich auf den langen Geschäftsfahrten mit Xaver ganz und wortlos widmet.

Die Handlung des Romans spielt sich hauptsächlich auf den Geschäftsreisen und den Fahrten ab, die Xaver mit oder für Dr. Gleitze ausführt. Karriere-Ambitionen, auf die Walsers Trilogie-Held Kristlein lange Zeit setzte und durch die Walser auch den Firmenrepräsentanten Franz Horn, in Walsers letztem Roman, «*Jenseits der Liebe*», trotz des unübersehbaren Abstiegs verhext sein lässt, solche Ambitionen plagen Xaver kaum mehr; auch hat er «*einen der menschlichsten Menschen*» zum Chef. Dennoch fehlt ihm Entscheidendes. Er ist, ein typischer Walser-Protagonist, dressiert in eine Rolle, und das in ihr Nichtaufgehende wird zu seinem Problem.

Xavers Rolle, mit der er den Grossteil seiner Zeit verbringt, ist die des Fahrers, neben der seine übrige Existenz als Mensch nicht in Betracht fällt. Er ist nicht Reisegefährte oder Gesprächspartner, sondern Fahrer, wenn Dr. Gleitze auf den halbtagelangen Reisen ihn praktisch keines Worts würdigt und, durch Kopfhörer von der Umwelt – und damit auch von Xaver – abgeschlossen, seinen Mozart-Opern lauscht. Keine Rücksicht auf des Fahrers Existenz als Ehemann und Vater zweier Töchter ist erlaubt, wenn Dr. Gleitze ihn un-



vorhergesehen beansprucht oder kurzfristig die Verlängerung einer Geschäftsreise um ein, zwei Tage beschliesst. Xavers Neigungen, gelegentlich eins zu rauchen und hie und da einen zu genehmigen, müssen verdrängt werden, da er für den Posten eines Fahrers bei Dr. Gleitze von einem Kollegen, nicht der Wahrheit gemäss und ohne sein Zutun, als Nichtraucher und Nichttrinker empfohlen worden ist. *«Der Chef zwang ihn, sich als der zu benehmen, für den er ihn hielt»*, stellt Xaver fest; eine Erkenntnis, die nach Freudscher Theorie eigentlich zu seiner Selbstbefreiung dienen müsste. Aber bei Xaver handelt es sich nicht um einen individualpsychologischen Fall. Wie sehr er auch sein menschlich verheerendes Rollenspiel durchschauen mag: seine Stellung in der Gesellschaft ist ohne es nicht zu haben.

Das durch solche Reduktion seiner Person auf die Rolle des Dieners seines Herrn Verdrängte wird zum Problem, rächt sich bei Xaver in Form von Verdauungsbeschwerden, *«Reiseverstopfung»* wird ihm medizinisch attestiert; in Form von Aggressionsphantasien (*«einen Glücklichen töten»*), die aber in die Verwirklichung nicht weiter vorstossen als bis zu einem Dolch, den Xaver im Handschuhfach seines Dienstwagens – zur nie ausgeführten Ermordung seines Herrn – bereithält, und zu einem einmaligen, unvermittelten Wutanfall mit anschliessender kleiner Zerstörungssorgie in einem Fernsehgeschäft; und in Form von sexuellen Schwierigkeiten Xavers mit seiner Frau Agnes: *«Sie schafften es einfach nicht mehr, die täglich eintreffenden Gemeinheiten so zu verarbeiten, dass*

*sie einander nachts noch wie Sorglose berühren konnten.»*

Die täglich eintreffenden Gemeinheiten verarbeiten: das ist die *«Seelenarbeit»*, von der im Titel des Romans die Rede ist. An dieser Aufgabe laborieren alle Figuren der Walserschen Romane herum, auch bevor ihr Autor in seinem jüngsten Roman dafür das Wort *«Seelenarbeit»* fand. Zum grossen Teil tun sie es als gesellschaftlich Unterlegene, die versuchen, es allen recht zu machen, um so doch noch wenigstens *«dabei»* zu sein; auch Xaver: *«Er hatte beliebt sein wollen. Es hatte nichts gegeben, das er diesem Ziel nicht geopfert hätte.»*

In Walsers erzählerischer Welt gibt es dazu nur eine Alternative: individuelles Aussteigen aus der allgemeinen Kompetition. Xavers Töchter wählen diesen Ausweg: Julia in eine Art Hippytum, was Walser nicht sehr ernst zu nehmen scheint; er lässt sie abhauen unter Hinterlassung einer überspannten Tagebuchnotiz: *«Australienaustralienaustralien. Und dann die Nase in die Blume bis zur Fusion. Oh Australien.»* Die andere Tochter, die Walser wohl kaum zufällig Magdalena getauft hat, wird als Arbeiterin in eine Fabrik eintreten und es sich als Erfolg anrechnen, wenn es ihr gelingt, *«als die Kleinste einzutreten und die Kleinste zu bleiben»*. Als Gesinnungsgenossen aus der neuern Literatur liessen sich hier die vorbildliche Leni und deren Sohn Lev aus Bölls *«Gruppenbild mit Dame»* anführen. Von Magdalena sagt Xaver: *«Du bist die erste von uns, mit der sie es nicht machen können, wie sie es mit allen gemacht haben. Du willst hinab und nicht hinauf.»* Auch bei Walser ist dieser Gedanke nicht völlig neu; er



lässt ihn schon seinem Kristlein im «Sturz» (1973) einmal kurz auftauchen: «So gesehen, dürfen wir unsern Kindern nicht wünschen, dass sie's einmal besser haben sollen. Lass sie das erst gar nicht versuchen.» Dieser von Walser offenbar ernst genommene Ausweg bleibt jedoch ebenfalls Hypothese: «Seelenarbeit» endet, anders als bei Bölls Leni, bevor Magdalena ihre Pläne in Wirklichkeit umsetzt. Walser beschreibt kritisch die herrschenden Zustände unserer Gesellschaft, an denen er nicht viel Gutes findet; zu einer tatsächlich ausgeführten Alternative, auch nur einer individuellen, sozusagen privaten, mag er sich aber offensichtlich doch nicht recht bekennen.

Ich kann mir vorstellen, dass mit «Seelenarbeit» Walser der Roman gelungen ist, den er schon immer hätte

schreiben wollen. Er erzählt hier nicht nur disziplinierter, sondern auch mit feinern Mitteln. Die im Kampf deformierten Sieger und Besiegten tragen ihre Deformationen nicht mehr so offensichtlich zur Schau: Dr. Gleitze ist ein wenig protziger, diskreter Überlegener und Xaver ein relativ unauffälliger Besiegter. Früher war das bei Walser gelegentlich ein bisschen dick aufgetragen, fast wie Hollywood-Glamour, nur negativ; und allzu oft stiess den Figuren Ungewöhnliches zu. Dabei geht es doch Walser darum, die alltäglichen Deformationen des bürgerlichen Heldenlebens zu schildern.

Ernst Nef

<sup>1</sup> Martin Walser, «Seelenarbeit», Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979.

## ENGAGEMENT UND INNERLICHKEIT

### *Zu einem neuen Buch von Kurt Marti*

«Jeder Terror rechtfertigt sich mit objektiver Notwendigkeit. Um so mehr gilt es, unbeirrt subjektiv zu sein.»

Ob die deutschschweizerische Literatur der siebziger Jahre mit dem Stichwort «Neue Innerlichkeit» definiert werden könne, die Frage ist gestellt worden, und Franz Xaver Kroetz hat sie neulich implizit und vehement bejaht, wenn er anlässlich der Solothurner Literaturtage den schweizerischen Autoren samt und sonders vorwarf, sie seien apolitisch und reaktionär. Das neue Buch von Kurt Marti scheint eine

solche Rubrizierung zu rechtfertigen, dies schon nach seinem Titel: «Zärtlichkeit und Schmerz» – die Formulierung wirkt auf eine überraschende, fast provokative Art emotional und subjektiv, was um so mehr auffällt, als der Autor ja sonst einen mehr sachlichen Ton bevorzugt und übrigens seit jeher als einer der profiliertesten Vertreter der sogenannten «engagierten» Literatur angesehen wird<sup>1</sup>. Eine seiner letzten

Prosa-Publikationen, das politische Tagebuch *«Zum Beispiel Bern 1972»* gilt geradezu als ein Höhepunkt der politisch gerichteten Literatur der sechziger Jahre; es hat seinerzeit auch entsprechend Staub aufgewirbelt (ohne dass sich freilich dadurch die Verhältnisse geändert hätten).

Die Versuchung liegt nahe, von solchen Prämissen aus eine literaturgeschichtliche Entwicklung zu skizzieren, in welcher die beiden Bücher, das *«Politische Tagebuch»* und die neuen *«Notizen»* so etwas wie Stationen darstellen, und dazwischen läge gewissermaßen der Umschlag von der engagierten Literatur zur *«Neuen Innerlichkeit»*. Aber eine so gradlinige, eingleisige Entwicklung ist nichts anderes als eine Fiktion, die dadurch nicht an Richtigkeit gewinnt, dass sie – Pendelschlag der Dialektik auf engem Raum – bestechend einfach wirkt. Politik und Subjektivität, das Allgemeine und der Einzelne, das Öffentliche und das Private sind in der schweizerischen Literatur nie getrennte Bereiche gewesen, am wenigsten in den wirklich bedeutenden und repräsentativen Werken. Das literarische Schaffen Martis ist ein Beispiel dafür.

Schon *«Zum Beispiel Bern 1972»* ist ja nicht zufällig als Tagebuch konzipiert und nicht etwa als Pamphlet; es enthält nicht nur Polemik, sondern zugleich den Ansatz zu einer Art *«Innerlichkeit der Politik»* (am deutlichsten in der immerhin erstaunlichen Frage, ob Menschen verschiedener politischer Richtungen auch unterschiedliche Träume hätten). Umgekehrt aber ist *«Zärtlichkeit und Schmerz»* keineswegs ein Repräsentant der *«Neuen Innerlichkeit»*, auch wenn es viele tagebuchartige Passagen und eine stark

persönliche Färbung aufweist. Der Titel bezieht sich auch nicht auf das Erleben des Autors, gehört vielmehr in den theologischen Kontext des Buches, als Teil einer Neudefinition Gottes, der in dezidiertem Ablehnung der *«männlichen»* Vorstellung eines allmächtigen, überhaupt eines mit dem Machtbegriff zu erfassenden Gottes identifiziert wird mit *«Liebe, Zärtlichkeit, Schmerz»*.

So wäre denn das neue Buch Martis ein primär theologischer Text, anzugehen also mit den entsprechenden Begriffen und Fragestellungen (wie dies in einer ersten Rezension durch Robert Mächler bereits geschehen ist)? Vielleicht ist tatsächlich seit den *«Gedichten am Rand»* das Theologische in keinem Buch des Pfarrer-Schriftstellers so deutlich, so explizit formuliert worden, aber was hier als Theologie auftritt, ist so unorthodox und unkonventionell, dass jede nicht-theologische Interpretation ebenso richtig, vielleicht sogar passender ist. Dies auf den ersten Blick so einfache, verständliche, ja umgängliche Buch ist im Grunde ein umfassendes Werk, ein Versuch, in einer Vielzahl von kurzen Texten (Ansätze zu Erzählungen, Mini-Essays, Aphorismen, spruchartige Sätze, lyrische Prosa, Blitzlichter der Beobachtung) Vielfältiges und Gegensätzliches zusammenzubringen; ein verwirrendes und doch sinnvolles Puzzle, Spiegelung eines vielfältigen Eindrücken ausgesetzten zeitgenössischen Bewusstseins.

Ein Tagebuch freilich ist es nicht; die Form ist trotz des beiläufig anmutenden Untertitels strenger und anspruchsvoller: die Notizen enthalten, was sich dem Tag an Erkenntnis abgewinnen lässt, die den Tag überdauert,

ohne ihm doch entrückt zu sein, geformt und fragmentarisch zugleich.

Ob alles an diesen Einfällen, Beobachtungen, Gedanken des Aufzeichnens wert sei – ich habe die Frage mit dem Ton des Zweifels, der leisen Kritik gehört, und es gibt gewiss unter den aphoristischen Bemerkungen ein paar leicht, mehr beiläufig formulierte Sätze, die allein das Buch nicht tragen könnten, es freilich auch nicht tragen müssen. Aber vielleicht sind in einem Buch wie *«Zärtlichkeit und Schmerz»* auch die beiläufigen Bemerkungen – ein rascher Einfall, eine halb spielerische Formulierung, Ausdruck des Ärgers – notwendig. Denn die *«Notizen»* sollen auf keinen Fall gelesen werden als eine Blütenlese von Sentenzen, überzeitlich und vollkommen. Noch in keinem bisherigen Buch Martis hat wohl der Alltag eine so wichtige Rolle gespielt wie hier, und wenn es sich auch um ein im wesentlichen theologisches Buch handelt, dann nur in dem Sinn, dass Theologie den Alltag und dessen Banalität nicht ausklammert.

*«Der Tiefenpsychologie verdanken wir die Einsicht, dass die wahren Mysterien weder eleusisch noch tibetisch, weder transzendent noch okkult, sondern alltäglich sind»*: ein nicht leicht zu deutender, jedoch zentraler Satz. Es gibt sehr wenig reine Spekulation in diesem Buch, aber sehr viel Nachdenken über grundsätzliche, sogenannte «letzte» Fragen aufgrund von Alltagserfahrungen. Unter dem Titel *«Hader mit Leibniz»* steht nicht etwa ein philosophisches Streitgespräch, sondern die Erfahrung eines alten Mannes, der am Sterbebett seiner Frau (die nur noch in *«arteriosklerotischer Bosheit dahindämmert»*) den

aufklärerischen Traum von der besten aller möglichen Welten begräbt.

So wenig aber Theologie und Alltag getrennte Bereiche sind, so wenig lassen sich – um noch einmal auf die eingangs aufgeworfene Frage zu kommen – Politik und Subjektivität voneinander lösen. Ich möchte sogar behaupten, dass *«Zärtlichkeit und Schmerz»* über nicht weniger politische Kraft verfügt als *«Zum Beispiel Bern 1972»* – und dies nicht primär wegen der im eigentlichen Sinn politischen Sätze, sondern gerade in den scheinbar nur subjektiven Notizen der Selbstbeobachtung, der auf das Ich und seine unmittelbare Umwelt bezogenen Reflexion. (*«Jeder Terror rechtfertigt sich mit objektiver Notwendigkeit. Um so mehr gilt es, unbeirrt subjektiv zu sein.»*) Es gehört zu den Büchern, die beweisen, dass Subjektivität und Politik tatsächlich nahe zusammengehören können, und ist gerade in diesem Punkt repräsentativ für Veränderung des politischen Klimas und vor allem der politischen Opposition in den siebziger Jahren. Mit den Begriffen «links» und «rechts» – die in den sechziger Jahren noch einigermaßen tauglich waren – ist dem Engagement des Schriftstellers längst nicht mehr beizukommen: es ist komplexer, reicher geworden, dabei aber keineswegs weniger verbindlich, weniger ernst: als Auflehnung des Lebendigen gegen eine Welt der Leistung, des Spiels gegen die technokratische Disziplin, der Unruhe und Frage gegen die falschen Sicherheiten, der Liebe gegen das Machtdenken. Die Notizen Martis enthalten viel von den Gedanken, auch von der Atmosphäre der späten siebziger Jahre; was sie aber nicht enthalten – obgleich der Autor sehr genau dar-

um weiss – ist: Resignation. Vielmehr findet immer wieder Auflehnung gegen diese Krankheit der Zeit statt, bei aller Skepsis, bei allem Widerstand gegen falsche Hoffnungen. Um noch einmal auf den theologischen Aspekt des Buches zu kommen: «*Gott? Jener*

*Grosse, Verrückte, der noch immer an den Menschen glaubt.*»

*Elsbeth Pulver*

<sup>1</sup> Kurt Marti, *Zärtlichkeit und Schmerz. Notizen. Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1979.*

## HINWEISE

### *Nachschlagewerke zur deutschen Gegenwartsliteratur*

Was die deutsche Literatur der Gegenwart sei, ist so einfach nicht zu definieren. Besonders dann, wenn sich ein Herausgeber daran macht, kürzere oder weiter ausgreifende Einzeldarstellungen zu sammeln, um damit die Gegenwartsliteratur zu dokumentieren, zeigt sich sofort, dass er ja eine Auswahl treffen muss. Trifft er sie nach Lebensdaten der Autoren und verbannt also die, die gestorben sind? Oder trifft er sie nach Wirkung und Gegenwärtigkeit ihres Werks, das nicht nur in einem historischen Sinne überdauern, sondern höchste Aktualität haben kann, auch wenn sein Urheber nicht mehr lebt? Dass die Entscheidung darüber nicht leicht ist, beweisen die verschiedenen Auflagen des «Lennartz». Soeben ist die elfte erschienen:

*Franz Lennartz,  
Deutsche Schriftsteller der Gegenwart*

Noch 1969, als die zehnte Auflage erschien, betrug die Zahl der behan-

delten Autoren 328. Die Ausgabe von 1978, «erweitert», wie es auf dem Titelblatt heisst, referiert über «mehr als 400 deutschsprachige Belletristen aus der Bundesrepublik, der DDR, Österreich, der Schweiz und anderen Ländern». Enthielt die zehnte Auflage noch knappe Einzeldarstellungen «von ausgewählten lebenden und in jüngster Vergangenheit verstorbenen Autoren», so beschränkt sich die Auswahl neuerdings streng auf Schriftsteller, die (Stichtag Redaktionsschluss) unter den Lebenden weilen. Andererseits ist der Kreis auswahlweise ausgedehnt auf Kritiker, Filmautoren und Medienschaffende. Der «Lennartz» ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, die sich in der Literatur der Gegenwart zurechtfinden möchten, die Informationen über Autoren und ihre Werke auf knappstem Raum suchen. Das handliche Buch gibt sie, wie das Vorwort versichert, «vorbehaltlos»: es ist nicht der Ehrgeiz dieses kleinen Lexikons, Wertungen vorzunehmen, sondern so objektiv wie möglich Auskunft zu geben (*Alfred Kröner Verlag, Stuttgart*).



*Deutsche Literatur der Gegenwart,  
I und II*

Anders verhält es sich bei dem von *Dietrich Weber* im gleichen Verlag herausgegebenen zweibändigen Führer durch die deutsche Gegenwartsliteratur, der ausführlichere Einzeldarstellungen ausgewählter Autoren von *Ilse Aichinger* bis *Peter Weiss* und von *Hans Carl Artmann* bis *Gabriele Wohmann* enthält. Die Auswahl beschränkt sich auf ein knappes halbes Hundert, auf die «wichtigsten» also, – falls man sich darüber einigen könnte, wer das denn sei. Doch ist es in einem solchen Fall müssig, über die Rechtmässigkeit der Selektion zu streiten; es sind durchwegs zuverlässige Kenner, die unter der Leitung des Herausgebers in übersichtlich aufgebauten Essays mit angefügter Kurzbiographie und einer Bibliographie, die auch die wichtigste Sekundärliteratur befasst, eine vertiefte Darstellung bedeutender Autoren der Gegenwart beige-steuert haben (*Alfred Kröner Verlag, Stuttgart*).

*Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*

Die originellste und aktuellste, weil flexible Lösung des Problems legt in dessen *Heinz Ludwig Arnold* mit seinem «Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur» vor: ein Ringbuch, das laufend durch neue Artikel und Ergänzung der bereits vorliegenden auf den neusten Stand gebracht wird. Die Loseblattsammlung dieses Lexikons, das «kritisch» sein will, also Kunde gibt von den Auseinandersetzungen, von der Offenheit und manchmal

auch Umstrittenheit zeitgenössischer Literatur, trägt schon durch seine äussere Form dem Umstand Rechnung, dass Gegenwartsliteratur mitten im Fluss ihrer Entwicklung ist. Folgerichtig begann die Grundleistung im Herbst 1978 nicht mit den «etablierten» Autoren, sondern bewusst mit denen, über die systematische Auskünfte nur spärlich oder überhaupt noch nicht zugänglich waren. In kurzen, kritisch wertenden Porträts werden Person und Werk vorgestellt, dann folgt ein Werkverzeichnis und ein Verzeichnis der Sekundärliteratur, die in diesem Fall vorwiegend aus der ersten Rezeption, nämlich aus Kritiken in Zeitungen und Zeitschriften besteht. Nicht nur diese Verzeichnisse werden periodisch ergänzt, so dass der Besitzer des «Kritischen Lexikons» revidierte Blätter zum Auswechseln erhält, sondern der Bestand der dargestellten Autoren wird laufend erweitert durch Neuzugänge, die ebenfalls am alphabetisch richtigen Platz eingheftet werden können. Das Gemeinschaftswerk einer grossen Zahl von Kritikern ist auf diese Weise der «fortschreibenden Methode» verpflichtet: es verändert sich in dem Masse, wie sich die deutschsprachige Literatur der Gegenwart auch verändert (*Edition text + kritik, München*).

*Das Kafka-Symposium  
in Philadelphia*

In der Wirkungsgeschichte Kafkas spielt Amerika, ähnlich wie in der Hesses, bekanntlich eine enorme



Rolle. Die immer noch wichtigen ersten Monographien stammen von den Germanisten Heinz Politzer und Walter Sokel, die in den Vereinigten Staaten lehrten bzw. lehren. So ist es eigentlich erstaunlich, dass hier erst 1974, zur 50. Wiederkehr von Kafkas Todestag, ein mehrtägiges Symposium veranstaltet wurde, mehrere Jahre nach dem nicht zuletzt politisch interessanten auf dem tschechischen Schloss Liblice. Bedeutende Forscher wurden von der aus Österreich stammenden Germanistin *Maria Caputo-Mayr* eingeladen. Sie ist auch die treibende Kraft in der «Kafka Society of America». Die Temple-University in Philadelphia, der sowohl Dürrenmatt wie der zweite Mann Chinas, Teng Hsia-ping, ihre Ehrendoktoren verdanken (und wo, nebenbei bemerkt, der Schweizer Honorarkonsul Lächli unterrichtet), war Schauplatz des Gedankenaustausches. Viele Besucher stellten sich ein, wie ich seinerzeit selber beobachten konnte. Die Referate liegen jetzt, durch all das übliche nützliche Beiwerk ergänzt, in einem nicht sehr auf Publizität bedachten Berliner Verlag vor: «*Franz Kafka. Eine Aufsatzsammlung.*» Die zum Teil englisch vorgetragenen Arbeiten wurden meistens von den Autoren oder der Herausgeberin übersetzt. Die Ausgabe ist natürlich nicht ganz fehlerfrei – ich denke an Druckfehler wie S. 42 *hasterer*, kleine Entgleisungen wie S. 62 «Paragraph» statt «Abschnitt», S. 72 «geradezu phänomenologisch»; aber im ganzen darf man sicher von einem guten und wichtigen Buch sprechen.

Was brachten die letzten Jahre? Immer noch keine kritische Ausgabe leider – der erste Band ist gemäss den

«Newsletters» der Kafka-Gesellschaft erst auf Ende 1979 vorgesehen – und deshalb leider immer noch keine «endgültige» Auslegung. Es ist darum sehr verständlich, dass ein junger Dozent aus Philadelphia, Todd Hanlin, sich in seinen Interpretationen auf die von Kafka selbst publizierten Erzählungen beschränkt hat (1977). Biographisches Material ist nach der wichtigen Arbeit Wagenbachs weiterhin die Menge erschlossen worden, so im grossangelegten Werk Hartmut Binders (1977). Andererseits wurden von den verschiedensten Schulen wie Phänomenologen, Strukturalisten, Psychoanalytikern viel Akrobatik getrieben. Oder privateste Gefühle geäussert. Auch im vorliegenden Band findet man Bruchstücke rührender Konfessionen wie diejenige Mitchel Morses. Die von Dorrit Cohn gezeigte Richtung der vorsichtig-genauen, aber doch flexiblen Erörterungen hat zu wenig Nachahmer gefunden.

Man liest die vielfältige Sammlung leicht wichtig für das Verständnis des ersten Romans sind, 2. interpretatorisch-einführende, mit der vorzüglich Gewinn. Sie enthält Erörterungen über 1. Biographisches, darunter Anthony Northeys Informationen über des Dichters Amerikabild, die natürlichen Erklärung einer kurzen Tagebucheintragung aus der Feder Stanley Corngolds, 3. psychologisch und philologisch orientierte, mit den die Gedankengänge ihrer grossangelegten Werke spezifizierenden Aufsätzen Walter Sokels und Wilhelm Emrichs, 4. Reaktionen von Marxisten mit Bemerkungen natürlich zur Rolle Goldstückers. Theodor Langenbruch und Roger Garaudy beschäftigen sich mit dieser sowohl literaturgeschichtlich

wie politisch interessanten Frage, 5. wirkungsgeschichtliche und komparatistische, darunter den schon lange fälligen Überblick über den Einfluss Kafkas in der jüngsten österreichischen Literatur. Reinhard Urbach gibt ihn, im Bewusstsein, dass die Wir-

kungsgeschichte Kafkas als Ganzes noch nicht geschrieben sei, 6. schliesslich mehr oder weniger gelungene Versuche, Stil und Erzählperspektive zu begreifen. (*Agora Verlag, Berlin 1978*).

H. B.

## EUROPA-ARCHIV

Zeitschrift für Internationale Politik

Begründet von Wilhelm Cornides

Die im 34. Jahrgang erscheinende Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik enthält neben Beiträgen und Berichten eine ausführliche Dokumentation, eine anotierte Bibliographie zu Fragen der internationalen Politik sowie eine Chronologie des politischen Geschehens.

Aus dem Inhalt der letzten Folgen:

- |                      |  |
|----------------------|--|
| Hans R. Krämer       | Die Stellung der EWG im Bereich der Ostsee                             |
| Samuel P. Huntington | Politischer und wirtschaftlicher Wandel in Südeuropa und Lateinamerika |
| Dietrich Kappeler    | Angola und Mosambik nach vier Jahren Unabhängigkeit                    |
| Arnold Hottinger     | Die Friedenspolitik im Nahen Osten                                     |

Preis für das Jahresabonnement (24 Folgen einschliesslich ausführlichem Sach- und Personenregister): DM 130.— zuzüglich Porto. Probehefte auf Wunsch kostenlos.

**Verlag für Internationale Politik GmbH**

**D - 5300 Bonn 1**    Stockenstrasse 1-5    Postfach 1529